

# Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647507>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher  
Roman

von  
Hans Rabl

10. Fortsetzung

„Wenn Sie befehlen —“, antwortete Jan gehemmt und stand auf. Brodie schoss ihnen durch das mit dem schwarzen Rohr bewehrte Auge einen kurzen, sonderbar maschinenmässigen Blick zu und vertiefte sich sofort wieder in seine Betrachtungen. Pheasant ging Jan voraus zur engen Tanzfläche.

Jan tanzte gut, mit der instinktiven Einfühlsamkeit und Hingabe, der Geschmeidigkeit und Grazie der meisten Seeleute. Sie sagte etwas darüber. Er lächelte verlegen; zugleich fiel ihm ein, dass er mit Betje noch niemals getanzt hatte, und sein Gesicht verdunkelte sich. „Es ist schade“, sagte sie und blickte, nur eine Stirn kleiner als er, ihm nahe in die Augen, „dass Brodie mich gelehrt hat, Männer nie zu fragen. Sonst hätte ich viel Lust.“

„Tun Sie's nicht“, murmelte Jan. „Nächstens werde ich auf mehr Fragen antworten müssen, als mir lieb ist.“

Sie verstand, dass er das Seegericht meinte, und nickte stumm. Die Rundbewegung des Tanzes zeigte ihr von allen Seiten auf sie gerichtete Männergesichter. Man beneidete den Kapitän offensichtlich. Sie sollen Grund haben, dachte sie und liess ein schönes Lächeln um ihre Lippen spielen. Der junge Mann tat ihr leid; die Art, in der er sich alles Interesse an seinem Fall und somit alles Mitleid verbeten hatte, gefiel ihr; wie viele andere hätten die Gelegenheit benützt, ja herbeigeführt, sich bei einer anscheinend teilnahmsvollen Frau auszujammern! Als die Kapelle verstummte, beteiligte sie sich nicht an dem Beifall der übrigen Paare, blickte den Primgeiger nur fordernd an. Gehorsam setzte der japanische Mischling die Geige ans Kinn und begann von neuem.

Als sie zum Tisch zurückkehrten, hatte Brodie seine Untersuchungen beendet, die Lupe wieder eingesteckt. „Die Dinger gefallen mir“, erklärte er. „Eines Tages werde ich Sie fragen, lieber Stappen, ob Sie nicht Lust haben, mir zu sagen, woher sie stammen. Dort muss es gelbe Perlen in Menge geben, meine ich. Augenblicklich ist es nur störend, dass zu viele gelbe Perlen auf dem Markt sind.“

„Genau das“, meinte Jan, „sagte de Witt auch.“

„So? Sagte er das? Er ist ein alter Fuchs und hat häufig recht. Immerhin — ich möchte wissen, wo diese Bänke liegen.“

Jan steckte die Schalen in die Tasche. „Das kann ich mir denken“, sagte er trocken.

Brodie lachte. „Und jetzt sprechen wir endgültig kein Wort mehr von Geschäften. Ich bitte sehr um Entschuldigung, mein Kind! Jetzt sind wir nur noch für dich da.“ Den kurzen, sondierenden Blick, den er dabei auf den jungen Mann warf, bemerkte Jan nicht.

\*

Je länger Betje Swarth über den Inder nachdachte, um so weniger begriff sie ihn. Klar war nur eines, die schwerst-wiegende Tatsache: dieser Rammohan Ray wusste, wen sie suchte; und indem er, ohne den geringsten Versuch, seine Anwesenheit und Tätigkeit auf den Schildpads harmlos zu erklären oder zu bagatellisieren, sie kurzerhand gefangen-

setzte, gab er stillschweigend zu, eben er sei der Mann, hinter den die „World Tribune“ Betje gehetzt hatte. Diese Tatsache wenigstens stand eisenfest.

Desto schwieriger freilich und desto hoffnungsloser war es mit allem anderen, fand Betje, als sie wieder logisch und ruhig zu denken vermochte. Was wusste sie von Ray? Nichts. Er, der weithin gefürchtete Terrorist, begnügte sich anscheinend damit, auf einer abgelegenen Insel friedlich dahinzuleben und mit den Ueberresten seiner früheren Tricks die Welt von sich fernzuhalten. Oder hatte er einen grossen Schlag vor, für dessen Vorbereitung er soviel Zeit, Ruhe und Sammlung brauchte? Wer war er überhaupt? Hiess er wirklich, wie er sich nannte? Woher kam er? Wie war er zu den indischen Terroristen gestossen, er, der Intellektuelle, der europäisch gebildete Arzt? Wie sah seine Organisation aus? Wer half ihm? Nichts als Fragen, auf die ausser Ray, dem steinernen Schweiger, höchstens der bei aller fröhlichen Geschwätzigkeit ebenso diskrete Mike Antwort wusste. Und Mike —? Betje war weit entfernt, von ihrer Anziehungskraft als Frau gering zu denken. Und dennoch — würde sie stark genug sein, Mike zu dem zu bringen, was sie von ihm wünschte? Zum doppelten Verrat

## Gidg. Bettag 1944

Der Herbst ist da. Die Aftern blühn,  
einfährt der letzte Erntewagen —  
des Landmanns redliches Bemühn,  
es hat ihm reichlich Frucht getragen;  
er hat gepflügt, er hat gefät,  
bepflanzt des Afters braune Erde,  
und nun der kühle Herbstwind weht,  
harvt schon das Korn, daß Brot es werde.

Sag ihm auch stets die Wehr zur Hand —  
im Frieden konnt' er pflügen, säen,  
im ganzen lieben Schweizerland  
durft' er im Frieden ernten, mähen,  
und friedlich kann er jetzt von Ast  
und Zweigen seine Früchte pflücken,  
der Birnen und der Apfel Last  
will manchen Baum ja fast erdrücken.

Bedenk', o Schweizer, was es heisst:  
im Frieden sä'n, im Frieden ernten!  
Sieh' auf zur Sonne, erdumtreift,  
schau auf zum Himmel, dem besternten,  
gedenke des Allmächt'gen heut  
noch mehr als je und ohne Wanken;  
und frohen Herzens sei bereit,  
ihm innigst im Gebet zu danken.

Emil Hügli.

an seinem Meister: ihr das Geheimnis zu entdecken und sie wider Rays Willen fortzubringen?

Damit aber war Betje bei dem Punkt angelangt, der ihr wichtiger war als selbst der berufliche, journalistische Erfolg: bei der unerwarteten und unabsehbar langen Trennung von Jan van der Stappen. Und hier versagte alles Denken. Hier gab es nichts mehr als allein den glühenden Schmerz eines starken Herzens, das sich mit aller Inbrunst nach dem erwählten Manne sehnt.

Sehr verschiedene Gefühle und Gedanken waren es also, die Betje fortwährend bewegten und hetzten. Doch alle hatten sie ein und dasselbe Ziel: Mike O'Dwyer zu unterjochen und zum Abfall von Ray zu zwingen. Gelang dies, so war alles gelöst. Misslang es, so scheiterte nicht nur ihre journalistische Aufgabe — was bitter, doch erträglich sein würde —, sondern an der Trennung zerbrach vielleicht Jans Liebe; wer konnte wissen, wie lange Männer liebten, die die Geliebte tot glaubten? Betje, die Unerfahrene, wusste es nicht, und desto mehr fürchtete sie um Jans Treue.

Es schien dem Mädchen, als wüßte Rammohan Ray ihr nach seiner Eröffnung nicht mehr zu begegnen. Wie stets, seit sie wieder bei Besinnung war, ass sie auch jetzt allein, bedient von einem Inder niedriger Kaste, der entweder keine europäische Sprache beherrschte oder den Auftrag hatte, seine Kenntnisse zu verleugnen. Doch die kleinen Plaudereien, zu denen Ray sich früher täglich eingefunden hatte, fielen nun fort. Sie wäre allein gewesen in dieser völlig ungewohnten Umgebung des unberührten Urwaldes, wäre nicht der Ire gewesen, Mike O'Dwyer.

Mike indessen hatte alle die Zeit, an der es anscheinend seinem Herrn und Freund mangelte. Morgens erschien er, um zu fragen, wie Betje geschlafen, mittags, um zu hören, ob es geschmeckt, abends, um zu erfahren, ob sie sich nicht gelangweilt habe. Alte zerlesene Schmöker schleppte er an, Zigaretten, Zeitungen mit Nachrichten, die schon bei Betjes Ausreise von Frisco nicht mehr neu gewesen waren; bis zu einem gewissen Punkte war er völlig offenherzig, beantwortete jede Frage freimütig; darüber hinaus war er freilich nicht zu locken.

Betje erfuhr, dass etwa zwanzig Inder hier waren, unbeweibt allesamt, und an irgend etwas arbeiteten, wovon Mike nicht sprach. Mit Feldarbeit gaben sie sich nicht ab; sie hatten oder richtiger, Ray hatte Geld und Tauschwaren genug, den Lebensunterhalt der Leute von den Alfuren zu erhandeln, die, auf der Zivilisationsstufe von Steinzeitmenschen, die Zähne spitzgefeilt, die Waffen vergiftet, mit Kopftrophäen prunkend, die Insel bewohnten.

Der einzige, der versuchte, der Erde etwas abzurufen, war Mike O'Dwyer selbst. Eines Tages führte er sie in ein Stückchen von der kleinen Siedlung fort — Betje wusste jetzt, dass es ausser dem vorzüglichen Haus, in dem Ray und O'Dwyer lebten, noch ein halbes Dutzend Häuschen und Hütten gab — und wies ihr, halb stolz, halb kummervoll, etwas, das er „seine Tabakplantage“ nannte. Es war ein flüchtig gerodetes Stück Land, bestanden mit Tabakstauden, die anscheinend weder leben noch sterben mochten. „Und dabei“, klagte Mike, „sind es die besten Sumatra-Schösslinge, die ich auftreiben konnte. Sie sind, glaube ich, mit dem Leben nicht zufrieden. Ob es der Boden ist oder zu wenig Regen, zuviel Sonne oder zuviel Schatten — ich weiss es nicht. Ich weiss nur, aller Tabak, den ich ernte, schmeckt nach nasser Katze, und ich muss ihn selbst rauchen. Sogar das Alfurengesindel lässt ihn sich nicht einmal schenken.“ Er kicherte glucksend. „Aber einen Mitraucher habe ich doch. Wissen Sie, wen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Woher sollte ich —?“ fragte sie kühl. O'Dwyers Tabak interessierte sie wenig.

**Wenn Bern, dann Casino!**

„Einen Mann von Ihrem gescheiterten Schiff. Ich sah ihn immerfort mit der Pfeife im Mund herumspazieren. Aber er musste kalt rauchen. Als wir die Hilfskiste für euch antreiben liessen.“

„Ich dachte es, Mike, aber ich wollte nicht fragen. Die Kiste war von euch?“

„Natürlich. Wir sahen ja, ihr hattet mindestens einen Kranken. Und dass auf der Schäre da drüben nichts Essbares wächst, wissen wir selbstverständlich. Freilich war die Kiste von uns! Ja, was wollte ich sagen?“

„Mitraucher“, soufflierte Betje, Spannung unter Lächeln verbergend.

„Ja, richtig. Also da schmuggelte ich ein Paket von meinem Tabak in die Kiste. Ich dachte, besser schlechten Tabak als gar keinen. Zuerst hat der Mann sich wahrscheinlich gewundert, nachher hat er ihn bestimmt geraucht. Hab' ich recht?“

„Das weiss ich natürlich nicht, Mike“. — Mike pflückte ein Tabaksblatt, zerkrümelte es unaufmerksam zwischen den Fingern. — „Mir waren die schmerzstillenden Tabletten in der Kiste wichtiger.“

„Mein je — ja!“ murmelte Mike und hätte sie gern gestreichelt. „Was müssen Sie da drüben ausgehalten haben!“

Sie schauderte unwillkürlich zusammen, schüttelte es ab. „Nun is's ja vorbei“, sagte sie aufatmend, blieb stehen, liess die Augen über das Bild schweifen, das sich vor den beiden beständig Aufwärtsschreitenden plötzlich öffnete. „Was machen denn die dort?“ fragte sie erstaunt.

Betje stand mit O'Dwyer an einem Punkte, von dem aus scheinbar die halbe Welt zu überschauen war. Von der halberklommenen Bergflanke blickte man weit über die tiefblaue Bunda-See, in der zahllos, wie Jungfische um ein paar ausgewachsene, die Schildpad-Inseln schwammen. Doch all der Zauber des Panoramas wirkte auf das Mädchen nicht. Sie hatte ein Zipfelchen des Geheimnisses um Ray und die Arbeit seiner Inder erspäht, und sie war entschlossen, es nicht wieder loszulassen, ehe sie nicht schlechterdings alles wusste. Zum erstenmal sah sie, dass in die vergleichsweise grosse, zu einem Berg sich aufpfelnde Insel tief eine Bucht schnitt; flaschenförmig, mit enger Ausfahrt und breiter Basis; durch einen Streifen Buschwerk vom Ufer getrennt, lagen, von hier oben kleine, helle Quader, die Häuschen der Siedlung; und in der Bucht, nur noch für scharfe Augen deutlich unterscheidbar, ruhten ein halbes Dutzend Boote. Sie waren allesamt wenig bemannt und Betje vermochte zu erkennen, dass von Zeit zu Zeit einer über Bord sprang, ins Tiefe tauchte, verschwand und wieder kam. „Was machen die da unten?“ fragte sie noch einmal. „Sucht ihr hier am Ende einen Schatz?“

Sie wandte sich, da eine Antwort ausblieb, zu O'Dwyer und traf auf ein zugesperrtes, ausdrucksloses Gesicht. „Hui!“ pfiff sie, „da habe ich wohl etwas gesehen, was ich nicht hätte sehen sollen? Werde ich jetzt stumm gemacht?“ Im selben Moment beschlich sie das Gefühl drohender Gefahr. O'Dwyer sah plötzlich durchaus nicht mehr kauzig und vertrauenerweckend aus; sie hatte einmal erlebt, wie sich die ehrbarste, gemütlichste Bulldogge der Welt veränderte, als ein Mann ihrer Herrin zu nahe trat; genau so war die Veränderung, die in O'Dwyer vorgegangen war, obgleich der Mann, anders als jenes zähnefleischende, knurrende, das Rückenhaar aufborstende Hunderaubtier, nichts tat — nur schwieg. „Nun —?“ fragte sie atemlos, nach einer langen Pause.

O'Dwyer schluckte. „Wir sind zu hoch gestiegen“, murmelte er. „Höher als ich durfte. Wir wollen umkehren.“ Er begann den Abstieg, und sie folgte ihm still, als habe er um ihr Handgelenk eine Fessel geschlungen. Sie fühlte sich nicht wohl; der Kopf schmerzte, in der Kehle sass Brechreiz. Sonnenstich? fragte sie sich und wusste doch, es kam nicht von aussen; zum erstenmal, seit Ray sie geweckt, empfand

sie unsinnige Angst. O'Dwyer brachte sie in ihr Zimmer und verschwand. Sie ahnte, er ging nun, Ray zu berichten, was sie gesehen hatte. Sie setzte sich auf das Bett. Ihre Arme hingen schlaff. Anderswo hätte sie versucht, zu fliehen. Hier gab es keine Flucht. Auf's Meer konnte sie nicht. Im Urwald hockten die kopfjagenden Alfuren. Immer noch besser ein sauberer Schuss oder Stich. Sie sass und wartete.

Als die Tür ging und O'Dwyer eintrat, geriet sie plötzlich in eine masslose Wut. Wer war schuld an allem? Wer anders als er — der sommersprossige, blöde Kerl mit den abstehenden Ohren und dem breitgezogenen Froschmaul, der sie, blind und unaufmerksam in seiner albernen Verliebtheit, selbst an den Punkt geführt hatte, den sie nicht hätte betreten sollen! Sie sprang auf. Ihre kurze lichte Mähne knisterte, ihre Augen, schwarz vor zorniger Erregung, flammten, als sie, dicht vor ihm, ihn mit ihren Vorwürfen und Beleidigungen überschüttete. Er nahm sie verblüfft hin. Und dann — dann grinste der Kerl wahrhaftig so breit, dass „Froschmaul“ wirklich keine unangebrachte Bezeich-

nung war. „Heiliger Patrick!“ sagte er, „Sie meinen wirklich, ich komme, um Sie ein bisschen zu ermorden?“

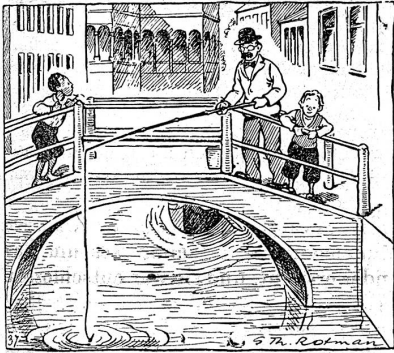
Halbblind starrte sie in das lachende Gesicht. Wandte sich ab, liess sich aufs Bett fallen und weinte hemmungslos. Es war nicht so? Es war nicht so?! Kaum spürte sie, wie Mike sich neben sie setzte, ganz sanft ihre Schultern umspannte, sie aufrichtete. „Jajaja“, brummte er, „es ist zwar ziemlich dumm von Ihnen, dass Sie Ray und mir so etwas zutrauen — aber na! Und wie es tut, das weiss ich. Dachte auch mal, ich sollte umgehend an die Wand gestellt werden — kein sympathisches Gefühl, ich weiss —.“

Allmählich fasste sie sich. „Was“, fragte sie immer noch in Tränen, „was war —?“

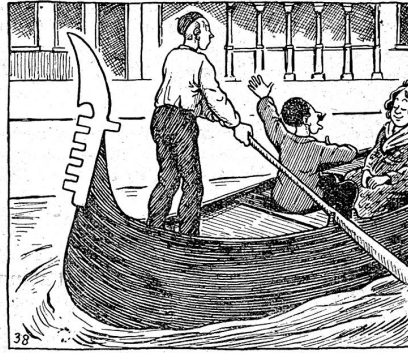
„Mein Himmel — natürlich war's mir nicht recht, dass Sie das gesehen hatten. Ich musste doch Ray Bescheid geben, dass Sie's nun wissen. Aber er meint, es schadet nichts; Sie können ja doch erst fort, wenn wir fertig sind. Und nachher“, er lachte breit, „nachher dürfen Sie's jedem erzählen, der's hören will.“ (Fortsetzung folgt)

## Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

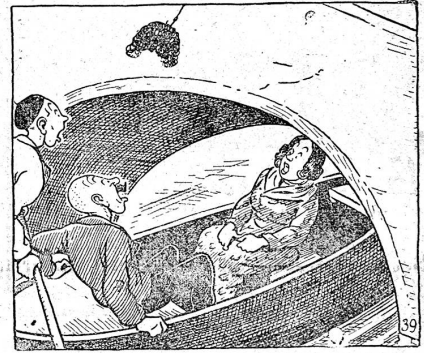
von G. Th. Rotman  
Nachdruck verboten  
5. Fortsetzung



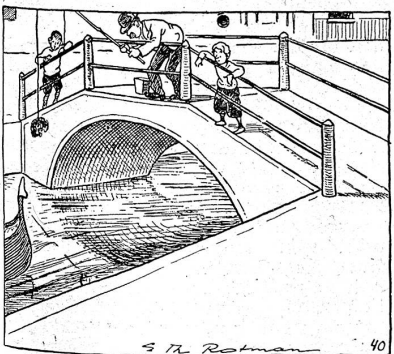
37. Es blieb nichts anderes übrig: Herr Krauseminze musste blechen; er liess sich einige Anzüge zur Ansicht senden und wählte sich einen aus. Dann kaufte er sich, inspiriert von dem vielen Wasser, das er überall um sich herum sah, eine Angel mit Zubehör und stellte sich auf eine der vielen Brücken auf, um einen Fisch zu erwischen.



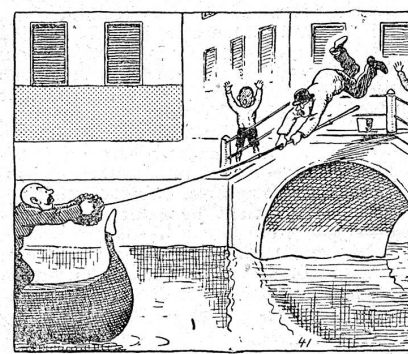
38. Während er damit beschäftigt war, näherte sich drunten im Kanal eine Gondel. Herr Krauseminze sah sie nicht, denn die hohe Brücke entzog sie seinem Blick. In der Gondel bemühte sich ein schwarzlockiger Italiener, seiner Geliebten ewige Liebe zu beteuern. «O schöne Belladonna!» rief er aus, «ich schwöre Ihnen bei diesen schwarzen Locken, dass ich Sie liebe wie keine andere!» Und er rollte dabei schrecklich mit den Augen.



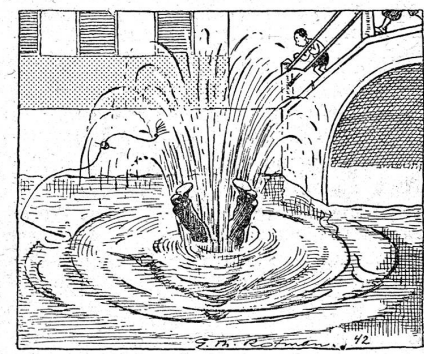
39. Die schöne «Donna» senkte schüchtern und errötend die Augenlider und blickte nach der schwarzen Lockenpracht ihres Gegenübers. Ach, gerade in diesem Augenblick hob Herr Krauseminze, der versehentlich meinte, es werde angebissen, mit einem Ruck die Angel auf. Die Gondel glitt unter der Brücke hervor und... da verfang sich die schwarze Lockenpracht in den Fischhaken und blieb dran hängen! Es war eine Perücke!



40. Herr Krauseminze guckte neugierig übers Brückengeländer, um zu sehen, welchen grossen Hecht er gefangen hätte. Als er die Perücke hängen sah, machte er grosse Augen: ein Fisch mit einem Pelz... davon hatte er ja nie gehört, vielleicht war das eine italienische Spezialität...



41. Der Gondelführer hatte gleich die Gondel zurückgelenkt und der jetzt kahlköpfige Jüngling war im Nu hinten im Boot, ergriff mit beiden Händen seine Perücke und wollte sie von der Angel nehmen. Herr Krauseminze aber beugte sich in diesem Augenblick gerade weit über das Brückengeländer und... wupps!, da ging er, hinter seiner Angel her!



42. Es war ein schrecklicher Plumps; das Wasser spritzte hoch auf; sodann sah man nur noch Herrn Krauseminzens wohlgebildeten Fußsohlen; darauf noch einige Kreise im Wasser, aufsteigende Wasserblasen, und dann nichts mehr... Stumm sah sich Karlchen dies alles an...